

## *Laudatio für Friederike Mayröcker*

Hermann Lenz Preis 2009  
am 27. Juni 2009 in Offenburg

Bevor ich Stunde um Stunde las, da in der Nacht im letzten Sommer, im Zimmerchen vom Ischl-Wirt, immer von vorn und neu und anders begeistert, bis es dämmerte, bis es hell wurde hinter dem Gebirg, waren wir drei, du mit der Edith und mir, durchs Abendstädtchen in der versunkenen Zeit herumgestrichen, hatten die Alten mit den Jungen vor den Haustüren sitzen sehn, hatten im Dreiton „Oh wie wohl ist mir am Abend“ gesungen und einander an den Händen gehalten. Du warst müde und zart, die Zeit stand uns offen, es zog, der Mond über der Traun hinter der Burg auf dem Berg war ein Muezzin, der seine Eulen rief. „Gebt Obacht“, sagtest du, während Edith und ich am Ufer unsere Nachtwürste aßen, „die Traun ist ein wildes Wasser, sie strömt und strudelt, reißt.“ – „du mein Blutkörperchen du mein armes wildes Blutkörperchen daß die Strömung daß die riesigen Blutmassen der wegströmenden Seele : so reißend : so hinreißend sind“, schreibst du im *Requiem für Ernst Jandl*<sup>1</sup>.

Das einmal, das immer wieder einmal und nur jetzt und nur hier und nur von ihr und dir und mir Wahrgenommene, das Gedicht, es erhebt seinen Anspruch als Ort. Dort, in ihrer, deiner oder meiner allereigensten Enge setzt uns der Strudel frei in ihren, deinen oder meinen Kreis, in dem wir freiwillig drehn, um uns selbst zu begegnen im „befremdeten Ich“, im Entwurf unserer selbst.

Geheime Worte schreiben sich herbei. Der Vers flammt auf: denn „es geht um das Leben“, schreibst du, „es geht um das Schreiben als Leben, es

---

<sup>1</sup> *Requiem für Ernst Jandl*, Frankfurt am Main 2001, S. 14

geht um die *Schreibexistenz*, [...] die Seele auf dem Papier“.<sup>2</sup> Es geht „um die Frage der verstörten Wahrheit“, schreibst du, es geht darum, ihr auf der Spur zu bleiben, sie anders zu bestimmen als jene, die sie in Handlungsbau einfangen wollen. Es geht darum, sich selbst und die Wahrheit diesem Zweckmäßigkeitungsverfahren – „Zweckmäßigkeitungsverfahren“<sup>3</sup>, schreibst du – zu entziehen, sie aus den Netzen der Selbsttäuschung herauszuretten und an Land zu schiffen, d. h. in den Text, wo sie zwar immer noch gefährdet, aber aufgehoben ist, die Wahrheit, aufgehoben im Zweifel und Selbstzweifel, rings umgeben von diesem „gefährlich schreiende[n] Zustand“<sup>4</sup>, schreibst du, gefährlich schreienden Zustand der äußeren Welt.

Es gibt wohl Schulen, Traditionen, die solchen Ausdruck lehren, die aber nicht bekannt sein müssen, um der Wahrheitsspur zu folgen, die du in deinen Texten legst, ihr zu folgen ins „Zentrum des Schreibens und Schreiens“<sup>5</sup>, schreibst du. Im Zentrum des Schreibens und Schreiens aber steht dir E. J.

Ehjah asher Ehjah, „ich werde sein, der ich bin“, heißt es in der Zunz-Übersetzung der Bibel, und in der Luther-Übersetzung heißt es: „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Ehjah ist ein Gottesname. Ehjah bedeutet von eh und je zugleich das Grenzenlose und das Nichts, das Nichts und die Unendlichkeit als eins von eh und je.

Als du vor vier Jahren am Berliner Ensemble zum ersten Mal aus *Und ich schüttelte einen Liebling* gelesen hast, hast du dort, wo die Initialen E. J. stehen, Ehjah gelesen. Und als ich dich fragte, wußtest du wohl, daß du statt E. J. Ehjah gelesen hattest, aber du wußtest nicht, was uns Ehjah heißt, und was Ehjah dir heißt, wer weiß das schon.

---

<sup>2</sup> In: „Mein Herz, mein Zimmer, mein Name“, *Gesammelte Prosa*, Frankfurt am Main 2001, S. 218

<sup>3</sup> ebd., S. 273

<sup>4</sup> ebd.

<sup>5</sup> *Und ich schüttelte einen Liebling*, Frankfurt am Main 2005, S. 64

Edith machte Fotos von der Traun. Die Traun war schwarz. Du wolltest heim. Wir streichelten uns wie junge Mädchen. Dann zogst du dich zurück und gabst mir ein Bündel Gedichte mit auf den Weg in die Nacht, ein Bündel, was *Scardanelli* heißen sollte.

In der zweiten Lebenshälfte, die er im Tübinger Turm verbringt, bestreitet Hölderlin seinen bürgerlichen Namen. „Ich, mein Herr, bin nicht mehr von demselben Namen“, bescheidet er den Besucher Wilhelm Waiblinger und nennt sich statt dessen Killalusimeno, Buonarotti und Scardanelli.

Es existiert da eine linguistische Theorie, der zufolge in dem Namen Scardanelli die Buchstaben des Namens Hölderlin enthalten seien, letzterer also eine Permutation darstelle. Das Spielbild paßt aber nicht in seinen einfachen schweren Rahmen, worin jedoch das Örtchen Scardanal, oberhalb der Rheinschlucht gelegen, wie von der Natur seinen Platz zu haben scheint. Scardanal, zu Hölderlins Lebenszeit ein Hundertseelenfleck vielleicht, gerade dort, wo der Rhein im Quellgebiet die Richtung ändert, wo er von der Südrichtung in die Nordrichtung überfließt, wo er umschlägt, umbricht, plötzlich, wie die Handlung des klassischen Dramas, seine Peripetie. Der Fluß, der auf seinem Weg gen Süden an den Felswänden der Rheinschlucht entlangtobt, sammelt bei Scardanal seine Wasser und läßt sie dort auch wieder los als breiten Strom gen Norden.

In seinem Buch *Hölderlin als Hirnforscher* schreibt der Neurophysiologe Detlef B. Linke: „Hölderlins Identität läßt sich mit Hilfe seiner Rhythmustheorie darstellen. [...] Er [Hölderlin hat also] nicht beliebig mit seinem Namen permutiert, sondern, ganz der Theorie der Vorstellungsentstehung durch Rhythmenumbruch entsprechend, seine Identität

an der Stelle des Zusammenpralls von Flußkraft und Felswand mit der nachfolgenden Umlenkung des Rhythmus markiert. [...] Gemäß der Theorie der Peripathie Hölderlins entsteht an dieser Stelle [an der Stelle des Umbruchs, des Umschwenks], die entscheidende Vorstellung. [...] Hölderlin als Scardanelli ist derjenige, der sich im Chaos des Umbruchs einzurichten versucht.“<sup>6</sup>

Und dann? Spricht er weder aus, noch verheimlicht er, gibt Winke, Zeichen, wie sie von alters her die Sprache der Götter sind – oder? Und um es nicht weiter der Zerstörung durch Wirklichkeit auszusetzen, diesem gefährlich schreienden Zustand, zieht sich sein Wesen auf sich selbst zurück – oder? Wie heißt es im *Phaidros*: „Es gibt zwei Arten von Wahnsinn, deren eine aus menschlichen Krankheiten entspringt, deren andere aus göttlicher Entfernung von den gewohnten Sitten.“

Eine der wenigen Besucherinnen in der Tübinger Turm-Abgeschiedenheit war Bettine Brentano, und tief beeindruckt durch Hölderlins Scardanelli meinte sie, die Sprache bilde alles Denken, denn sie sei größer als der Menscheng Geist, der sei ein Sklave nur der Sprache, und solange die Sprache ihn nicht alleinig hervorriefe, sei der Geist im Menschen noch nicht vollkommen. Die Gesetze des Geistes aber seien metrisch, das fühle sich in der Sprache, und nur *der* Geist sei Poesie, der das Geheimnis eines ihm eingeborenen Rhythmus in sich trage, und nur mit diesem Rhythmus könne er lebendig und sichtbar werden, denn dieser sei seine Seele.

Es gibt Spuren, deutliche Hölderlin-Hinterlassenschaften im Scardanelli-Zyklus. Die Trennung, der Abschied sind Thema wie von je. Aber Trennung und Abschied sind ohne ihr Gegenteil nicht denkbar, sie sind nur die *Hälfte des Lebens*. Die andere Hälfte ist dem irdischen Glück verschrieben,

---

<sup>6</sup> Detlef Linke, *Hölderlin als Hirnforscher*, Frankfurt am Main 2005, S. 103/104

das nur die Zweisamkeit und das Schreiben, nur das Schreiben *in* Zweisamkeit kennt: „ich möchte / leben Hand in Hand mit Scardanelli“.

Lebensglückfetzen treiben durch die Gedichte dort und prallen auf Tod- und Vergänglichkeitstrümmer. Eine sanfte Annäherung gibt es nicht. Die Zäsur bleibt, und wie bei Hölderlin bleibt sie ungemildert: „Ich bin so traurig jetzt und habe Angst vor dem / Verlassen dieser Welt die ich so sehr geliebt mit ihren Blüten / Büschen Bäumen Monden mit ihren wunderbaren nächtlichen / Geschöpfen. Mein Leben war zu kurz für meinen Lebenstraum“.<sup>7</sup>

Die Zäsur gilt als kühnstes Moment der Tragödie, als „die Art, wie in der Mitte sich die Zeit wendet“, heißt es in Hölderlins Anmerkungen zu *Antigona*.<sup>8</sup>

Darum. Und auch weil du, Friederike, für S. U. deinen *Magischen Blättern* eingeschrieben hast: „Im Rückblick auf die vergangenen zwölf Jahre als Autorin in Ihrem Verlag verbinden sich in mir Gefühle großer Beglückung mit solchen eines großen Dankes an Sie in der Hoffnung, es möge alles noch lange dauern, das Schreiben und das Publizieren, das Leben, das Ihre und das meine.“ Und auch weil sich mir im Rückblick auf die vergangenen sechs Jahre Gefühle großer Beglückung mit solchen eines großen Dankes an dich in der Hoffnung verbinden, es möge alles noch lange dauern, das Schreiben, das Leben, das deine.

Weil also hier die Liebe waltet, und die Zäsur wie die Hirnforscher-Peripetie nach der Lobrede Regel verlangen, hier bitteschön:

Liebste Hanne Lenz, edler Spender, weise Jury, verehrtes Publikum.

---

<sup>7</sup> Scardanelli, Frankfurt am Main 2009, S. 51

<sup>8</sup> Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke und Briefe*, Band 2, Frankfurt am Main 1994, S. 915

Die beste Laudatio auf Friederike Mayröcker wäre eine, die das Licht der Aufmerksamkeit auf den Spiegel der Verse richtet und uns so erlaubt, uns vorzustellen, wie sich das anfühlen könnte, wenn man Friederike Mayröcker wäre. Diese Verse, die Erfahrungen und Ideen zu Bildern machen, und diese Erfahrungen und Ideen dann auf eine Weise feiern, die nichts mit Party und alles mit zugleich ernster wie spielerischer Festlichkeit zu tun hat, sind auch eine Feier der Autorin selbst, nach dem Gesetz, das Karl Kraus meinte, als er sagte, Selbstbespiegelung sei erlaubt, wenn das Selbst schön sei, werde aber zur Pflicht, wenn der Spiegel gut sei. Wir lesen also, um nicht zu vergessen, daß ein Fest auch etwas Schmerzliches sein kann, nämlich der Durchbruch des Ewigen ins davon nicht nur geheiligte, sondern auch verletzte Diesseits, Verse, wie diese von 1985: „eine Erlösung, eine Offenbarung jetzt diese / Stimme wieder zu hören Vogelstimme jetzt dieses / Gezwitscher etwas wie Paradies blühten / auf ich vergesse die / Tränen“.<sup>9</sup> Das letzte Wort, Tränen, ist eine ganze Zeile, es steht allein, weil Schmerz, auch ein menschheitlicher, immer heißt: Man steht allein. Aber das Alleinstehen dieses Verses sieht man erst, weil da noch ein Gedicht steht. Nur wer Gemeinschaft kennt, nur wer Liebe kennt, kennt Einsamkeit. Das ist kein Widerspruch. Das führt zwei Seiten einer Sache, die niemals Sache wird, immer im Prozeß bleibt, in der Erkenntnis der Schönheit des Flüchtligen zusammen, von dem wir auch nur wissen, daß es flüchtig ist, weil wir in uns etwas haben, das nicht flüchtig ist.

Damit dieses Wunder gelingen kann, muß das Gedicht die Stelle des Ewigen annehmen, so daß wir, die wir die Stelle des Flüchtligen einnehmen, an das in uns lebendige Ewige erinnert werden, bis wir das Gedicht weglegen, weil es sich beim Lesen mit unserer eigenen Flüchtigkeit

---

<sup>9</sup> In: „Winterglück“, *Gesammelte Gedichte*, Frankfurt am Main 2004, S. 429

aufgesogen hat, weil es eine Erfahrung geworden ist, seinen Ideenkern an uns abgeben hat. Wir sind nicht gut, die Gedichte sind es, das macht uns besser. Was uns die Dichterin, wie die Schulaufgabensprache es nennt, „damit sagen“ will, ist längst nicht so wichtig für die Wahrheit der Dichtung wie das, was wir darauf antworten können. Je nachdem, in welcher Verfassung uns das Gedicht, die aufgeschriebene Vogelstimme, die versifizierte Hoffnung, Enttäuschung, der metrisch formalisierte Verlust, das melodische Geschenk antreffen, müssen wir eine andere Art Arbeit auf uns nehmen, um in die Wechselbeziehung mit der Sprache eintreten zu können, die das Wesen des Gedichts ist. Sind wir gelangweilt, verwirrt, sind wir, was bei Menschen ja vorkommt, einfach böse, wenn wir lesen, was in der Brust zieht oder die Haut kühlt, führt das dazu, daß man, wenn im Radio das falsche Lied läuft, sich selbst zwischen die Rippen fassen will und festhalten, was da drin durcheinanderkommt und sich entzündet hat. Je nach dem Flüchtigen also schaffen wir das Innehalten mal besser, mal schlechter – wir wollen dazu nicht nur angehalten, ermahnt, erzogen werden, sondern auch verführt, und Friederike Mayröcker tut das, verführt uns: „Zehr ich dich nicht auf? / trink ich dich nicht aus? / Brunnlein liebes“<sup>10</sup> – nur für den harmlosesten Verstand spricht hier die Dichterin; es passiert etwas viel Unheimlicheres, das Gedicht spricht, es wundert sich über seine eigene Stärke: „von wo wirst du gespeist? / woher nimmst du die Kraft / deines Strahls?“<sup>11</sup>, es weiß, daß es nicht naturgeboren ist, sondern Produkt der Zivilisation, Station einer langen Lerngeschichte des Menschengeschlechts, urban und pastoral zugleich: „über die halbe Stadt / saug ich dich an / wie einen Mund“<sup>12</sup>, und dann, wenn es all dies gezeigt hat, vergißt es alles wieder, wirft es von sich, läßt Wissen einfach Wissen

---

<sup>10</sup> In: „Zehr ich dich nicht auf?“, *Gesammelte Gedichte*, Frankfurt am Main 2004, S. 90

<sup>11</sup> ebd.

<sup>12</sup> ebd.

sein und spürt, sieht und ahnt nur noch: „und du bist da: / Tropfen an meinem Fenster / Wange voll Wärme und Wind“<sup>13</sup>, ein Gedanke, aus dem wieder wird, was der Geist am Anfang der Welterklärung, in der frühesten Theologie, immer war: Ein Anhauch.

Den möchte man sich merken können, für die Zeiten, in denen man gelangweilt ist, verwirrt oder böse, weil man von Gedichten doch mitbekommen zu haben meint, daß sie sich auswendig lernen lassen. Aber es geht nicht; es gibt Gedichte, die nur inwendig zu lernen sind – oder wer möchte sich vorstellen, daß das leiernd, automatisch, abgesichert über die Lippen zu bringen ist, was Friederike Mayröcker seit ihrem großen Verlust darüber geschrieben hat: „entwurzelt bin ich / schrecklich gottverloren, die Wolke mit / Rosenmund, eisklumpenförmig mein Herz was / um Himmelswillen ist mir geschehen / einsam / die Wedel der Palme die ich mir wünsche auf / meinem Grab usw.“<sup>14</sup> Das „usw.“ ist lapidar, lakonisch, wahr – und weist die Philister vor die Tür, die von Kunst, in der es um Tod und Verlust geht, eine Bestätigung der Spießlerlehrer erhoffen, Leiden sei etwas besonders Edles; Schwermut, Zweifel seien an sich kunstnäher als Freude, Glück, Hoffnung. Eine Horrorphantasie, an der nur stimmt, daß Sehnsucht und Kummer und Unerfülltes zwar Quelle von Kunst sein können, an der aber Lüge ist, daß verschwiegen wird, welche anderen Quellen Kunst hat. Glückliche Menschen machen auch schöne Sachen, vielleicht sogar die schönsten; und das Traurige wirkt nur, wenn es von Leuten besungen wird, die sein Gegenteil kennen. Dichtung, wie Friederike Mayröcker sie ihr ganzes Dichtinnenleben hindurch geschaffen und gelebt hat, steigert, überhöht, verbessert, durchdringt das sonstige Menschsein, sie ersetzt es aber nicht. Kunst als Ausgleichshandlung, das verbitten sich Verse wie

---

<sup>13</sup> ebd.

<sup>14</sup> In: „Habe Bach aufgelegt“, *Gesammelte Gedichte*, Frankfurt am Main 2004, S. 771



diese, die doch dem Verlust so nahe sind, ihn so direkt aussprechen:  
„würde alles tun für dich *wenn / du nur lebst!* / als erstes würden wir zur  
Albertina, / ins Museumscafé dann zum FELDHASEN, 1 Blick / in dein  
Auge würde mir sagen ob du müde / bist oder ob es noch weitergeht.  
Weinen / würden wir trotzdem oft, weil / der Abschied noch vor uns läge  
-“<sup>15</sup> Dichtung, Kunst als Steigerung, als Fest der sonstigen Erfahrung, das  
heißt nicht, daß Zäsuren, Pausen, Nichtleben im Sinne von Kontemplation,  
auch Einsamkeit, nicht notwendig sind. Stumpfsinn, der immer nur  
Remmidemmi will und nie still weinen und leiden, ist fast noch schlimmer  
als asketischer Stumpfsinn. Denken und Träumen ist das, was passiert,  
wenn man nicht handeln kann oder will. Ich kann grade nicht, will nicht.  
Aber das ist die lebendige Schönheit, die Anlaß all meiner Handlungen  
wäre, wenn ich welche unternehmen könnte, die lebendige Schönheit, die  
ich niemals aufgeben werde. Auch nach der sehr eindeutigen und endgülti-  
gen Trennung, von der jene Verse handeln, ist klar, wie Sprache etwas nur  
klarmachen kann: Nicht Versemachen aus dem Bild der Schönheit, das  
langsam blasser wird, sondern: Bereitbleiben für den Kuß, für die Berüh-  
rung, für das Gelebte, die Umarmung.

Selbstbespiegelung, können wir den Satz von Karl Kraus ergänzen, ist  
auch dann noch zwingend für das Schöne selbst und den guten Spiegel,  
wenn der Spiegel vor Schärfe schier zerbrechen will. Die Spannung, unter  
der so ein Spiegel dann steht, ist die Sehnsucht der Lesenden, die Welt  
möge wirklich so tief sein, wie sie uns bei Friederike Mayröcker erscheint.

Glaub es nur, sagen ihre Gedichte. Sie ist so tief.

---

<sup>15</sup> In: „Würde alles tun für dich wenn“, *Gesammelte Gedichte*, Frankfurt am Main 2004, S. 770